

Information | Satire | Kultur




Die andere Seite der Stadt.


Dezember 2002

 EDITORIAL Seite 2

 KULTURKAMPF Seite 3

 WEIHNACHT Seite 9

 ÜBERLAND Seite 15

 TAGEBUCH Seite 19

 AUTOREN / KONTAKT Seite 24

Räuchermännchen an,

liebe Leser! Und abgespeckt für den Endspurt! Weihnachtsgans, Pfefferkuchen und Bratäpfel warten schon darauf, Ihnen die Hüften schwer zu machen. Oder können Sie sich zusammenreißen?

Wir haben dem tristen November getrotzt und allerlei für Sie bereitet: Naschen Sie von unseren Prosa-Kipferln! Genießen Sie bei einem Glühwein neue Texte!

Unser Silvester-Tipp: Sanssouci. Da zündet Ihnen der Nachbar die Wunderkerzen an und Sie erleben Potsdams schönste Feuerwerke. In Berlin müssten Sie für so was mindestens auf das Dach eines Acht-Stöckers!

Bis Januar:

Die Redaktion

Fische und Titten

Eine Lesung im Aquarium

Von Siobhan Groitl

Wie sie einen nicht mal mehr ignorieren: die Fische hinter dickem Glas, gleichmütig souverän schwimmen sie ihre Runden, im Tank „subtropisches Riff“ oder „Tiefsee“. Sie wissen nicht, dass sie Ambiente für ein *Event* sind, ein kulturelles *Event*, eine Buchlesung... Und wie gut, dass sie es nicht wissen.

Wir sind im Aquarium vom Zoo, Budapester Straße. Der Zoo ist arm und muss Geld verdienen. Man kann, hat man Geld, das Aquarium mieten, wenn der Pöbel weg ist. Geld hatte in diesem Fall ein Verlag, der die deutsche Fassung von *Gould's Book of Fish* des Australiers Richard Flanagan vorstellt. Und zwar so, wie man das so macht in der deutschen Kulturhauptstadt:

Man lädt den Schriftsteller ein. Ist auch ok, er hat das Buch ja geschrieben. Es gibt jedoch ein Problem. Das Buch ist im Original auf Englisch, und der Verlag will die deutsche Übersetzung verkaufen, also lädt man noch einen Schauspieler ein, der aus der deutschen Fassung vorliest, weil er das Geld braucht. Und noch jemanden, der moderiert und sowieso noch wichtig ist.

Wen man natürlich NICHT einlädt, ist den Übersetzer des Buchs, weil: Drei sind echt genug.

Man (noch jung, weiblich) freut sich auf die Lesung, man hat von Flanagan gehört, die Besprechung in der *Süddeutschen* gelesen und außerdem eine Freikarte.

Das Publikum sonst: die üblichen Verdächtigen der Literatur-(„Bussi rechts, Bussi links“)Bande und die Australische Botschaft. Letztere haben den Wein gesponsert für den Abend. Und vielleicht lag es ja am Wein.

Flanagan (Autor), ganz knackig, in der Mitte. Links, weniger knackig, Herr Spengler (Moderator) und ein Becken Haie. Rechts, kahl, Herr Zischler (Vorleser), und ein Tank Schnäpper.

Wir (Publikum) davor.

Herr Spengler spricht zuerst und macht die üblichen Geräusche:... wie dankbar.... Erfolg... Literatur... wichtig... Fische.... ein kleiner Junge, der seinen Penis auf den Fenstersims legt... Häh?

Man, wohl auch frau, schreckt hoch, hat man was verpasst?

Herr Spengler spricht weiter: SEIN Englisch sei ja supertoll. Aber WIR sollen nicht traurig sein, sollten wir Flanagan nicht verstehen, denn das *Queen's* Englisch sei es ja nicht, das dieser spreche (Anmerkung für Herrn Spengler: Für das *Queen's English* bedarf es einiger Jahrhunderte Inzucht und Schulung in Eton – es ist nichts, das es zu begehren lohnt), sondern „Australisch“, einen „heftigen Dialekt“, aber das mache ja nix, weil er übersetzt ja. (Anmerkung für Herrn Spengler: Australisch ist kein „Dialekt“ und die Hälfte des Publikums waren Australier, die eher kein Deutsch sprachen). Und wir sollten schön Fragen stellen, denn in München wäre das Publikums schon so „fischäugig“ gewesen.

Während man noch überlegt, was letzteres zu bedeuten hat, referiert Herr Spengler in zehn Minuten den Inhalt des Buches, beglückwünscht sich selbst wortreich, dies in drei geschafft zu haben und gibt ab an den Autor.

Dieser beginnt eine nette Anekdote zu erzählen, die Herr Spengler erfolgreich abwürgt, um sie zu übersetzen. Schon sind zwanzig Minuten um und einem schwant Böses. Denn offensichtlich spricht Flanagan kein Deutsch und weiß nicht, dass das Wenige, was er aus seinem Buch auf Englisch vorliest, nicht mit der Masse aus der deutschen Fassung übereinstimmt, die Herr Zischler vorliest. Offensichtlich sind die laaangen deutschen Passagen nach ihrer erotischen Saftigkeit ausgewählt, und so werden wir Ohrenzeugen einer laaangen Passage, in der der Held des Buches auf einem schmutzigen Holzboden Sex mit einer Tasmanischen Ureinwohnerin hat. Einer Passage, in der ihre schwarze Haut und Tätowierungen, und, ja, ja, ihre Brüste auf eindringlichste beschrieben werden, lang, literarisch und genau, ja, ja, ja. Brüste, von denen hören wir, von einer Obsession des Helden, von großen Brüsten, von harten Tittchen, nach Milch duftenden, blaueädeten schweren Eutern, von Brüsten, deren Warzen nach außen zielen wie ein zerstrittenes Ehepaar, das sich doch nicht trennt, von bemalten Brüsten und Brüsten, die das Aussehen von Fischen annehmen und letztlich zu Fischen werden.

Also!

Erst mal: Ich hab nichts gegen Brüste. Habe sogar selber welche. Wogegen ich jedoch etwas habe ist, wenn Männer ein Publikum, das mindestens zur Hälfte aus Frauen besteht, in Geiselnahme nehmen, um aus einem dicken, dicken Buch, in dem es über vieles geht, gerade die Stellen rauszupicken, in denen es vor allem über Titten geht. Oder um der Duft der jeweils dazugehörigen Mösen.

Zweitens: Ich hab nichts gegen Sexszenen in Büchern. Wogegen ich aber etwas habe ist, wenn ich diese Szenen nicht in der Stimmung und der Stimme, die mir der Text und Kontext des Buches vorgibt, lesen darf, sondern sie mir fast ohne Kontext in der Tonlage eines älteren Mannes aufgezwungen werden.

Drittens: Ich habe nichts gegen die Autoren von solchen Sexszenen. Aber ich will, dass diese wissen, was aus ihren Werken in ihrem Beisein in einer fremden Sprache vorgetragen wird, da ich sie dazu und zu anderem gerne befrage.

So aber hatte hier der Autor jener saftigen Stellen die Aufgabe stille vorne zu sitzen, fast kein Wort zu sagen und mit zunehmender Verblüffung und Belustigung festzustellen, dass seine Aufgabe eine rein dekorative ist, dass das Gros der Unterhaltung von den zwei älteren Herren beiderseits von ihm geleistet und jeder Ansatz sich zurückzumelden mit einer „Übersetzung“ auf Schärfe geahndet wurde. So wurde Flanagans Versuch einer Anekdote über Maler in Bars in Hannover mit dem Hinweis Spenglers bestraft, dass er, Spengler, ja auch schon ZWEI Bücher über Maler geschrieben und er beobachtet habe, dass, frage „man mal normale Maler“ zu irgendwas, ja gar nichts Gescheites dabei herauskomme...

Der australische Wein hatte anscheinend schon das seinige geleistet, denn die „normalen Maler“ kamen schon etwas verwischt heraus und der Moderator wirkte irgendwie entnervt. War der Wein zu Ende, waren ihm die Titten im Publikum ausgegangen oder hatte womöglich eine angebissen? Ein Fischweibchen, verschwörerisch ihm zugezwinkert, mit der Schwanzflosse gezuckt, in die düsteren Ecken des Aquariums gewunken auf ein kurzes heftiges Begatten im wässrigen Blau fiebernd? Oder war es doch nur die schmerzende Prostata und der Wunsch sein Wasser abzuschlagen?

Plötzlich war's zu Ende. Spengler entließ den Autor, den Vorleser „Herrn Fischler“ und uns.

Ungerührt hatten die Haie ihre Runden gedreht und die Schnäpper uns nicht mal ignoriert. Es war ihnen gleichgültig, dass sie Kulisse für ein *Event* waren. Warum beneidete ich sie auf einmal so?

PS: Ich glaube, dass das Buch selbst phantastisch ist. Muss mich jedoch erst mal von der Lesung erholen bis ich es mir zu Weihnachten schenken lasse. Eine Besprechung: <http://www.welt.de/daten/2002/11/02/1102lbel365893.htx>

© POTZDAM 2002 – Siobhan Groitl

| KULTURKAMPF |

Schneiden für den Spaß

Zeigt her eure Därme!

Von Hans-Jürgen Schlicke

PotZdam.de freut sich, im 100. Jahr seines Erscheinens darauf hinweisen zu dürfen, dass es nun schon wieder 99 Jahre her ist, als Gunther von Hagens in London - das seinerzeit noch die Hauptstadt Großbritanniens war - erstmals öffentlich vor einem nichtakademischen Publikum einen Leichnam seziierte. Damals galt so etwas noch als Sensation und alle Zeitungen berichteten von dem Ereignis.

Unvorstellbar für unsereinen heute, die wir doch in alltäglichen Situationen Plastinaten begegnen, die der Potsdamer längst gern liebevoll „Schlitzli“ nennt. Dieser Tage erst erbrach sich ein S-Bahn-Fahrgast recht herzhaft neben einem Schlitzli. Er hatte erst nach ein paar Stationen des Nebeneinandersitzens bemerkt, dass da nicht einfach jemand saß, sondern dieser Körper unter dem geöffneten Mantel der Länge nach enthäutet war und seine wundervoll buntschillernd herausgeputzten Organe – darunter ein prächtiges Magenkarzinom! - zur Schau stellte.

Wer kann sich heute noch eine Bundestagsdebatte vorstellen, ohne dass das Plastinat des Vorgängers im Amt neben dem heute amtierenden Minister oder dem Bundestagspräsidenten oder -kanzler säße? Welch wundervolles Bild für die Übernahme und Fortführung von Erfahrungswelten der vorausgegangenen Generationen, auf das unsere Urgroßeltern noch verzichten mussten.

Allerdings sollten die Sicherheitsdienste recht bald der Unsitte Herr werden, dass sich Touristen gern mit so geschmacklosen Schriftzügen wie zum Beispiel *War hier. M.G. 12.10.2101* quer über einen Lungenflügel oder *Lust aufn Fick? 0177789/45 26 23 25* auf dem, na sie wissen schon, des einen oder anderen Schlitzis in der Öffentlichkeit verewigen.

Wir sollten in diesem Zusammenhang auch das weit über das unterhaltsam erzieherische Hinausgehende des segensreichen Wirkens von Hagens in Erinnerung rufen. Ist es ihm doch weitgehend zu verdanken, dass solche Tausende Jahre alten Tabus wie die Pietät oder die über den Tod hinausreichenden Persönlichkeitsrechte gleichsam wie versteinerte Krusten von unserer Gesellschaft genommen werden konnten.

Und er selbst nahm sich ja in vorbildlicher Weise nicht aus: Sein längs durchschnittener Schädel prangt seit seinem Tod über dem Eingang zur Pathologie der Freien und Technischen Humboldt Universität zu Potsdam-Berlin. Und wenn man genau hinschaut, erkennt man noch die plastinierte Ratte, die geldzählend in seinem Kopf gefunden wurde.

© POTZDAM 2002 – Hans-Jürgen Schlicke

„Ich fand's toll.“

Die IV. Osterburger Literaturtage

Von Astrid Mathis

Am Mittwoch erlebte ich die erste Lesung. Das Beste, will heißen Kirsten Steineckert, hatte ich bereits verpasst. Kirsten Steineckert las anstelle von Eva Strittmatter am Dienstagabend Gedichte vor; als Ersatz konnte man sie nicht bezeichnen. Immerhin bangte der Veranstalter vorab um diesen Promi-Abend, weil Eva Strittmatter aus Krankheitsgründen einen Großteil an Lesungen abzusagen pflegt, doch als die Absage nun feststand und Kirsten Steineckert ins Gespräch kam, war keine Rede mehr von Ersatz. Also Kirsten hatte ich versäumt. Mein Pech!

Ich ließ es sacht angehen mit der Lesung von Norbert Eisold vor einer 3. Klasse. Der Mann schreibt nebenher historische Bücher und wirkte eher sachlich auf mich. Für die Kinder hatte er die Geschichte vom arbeitslosen Lokomotivführer August mitgebracht. Und Gottseidank das Lied gleich mit und die Erlaubnis, auf Zeichen von ihm loszuschreien, denn sonst wären die Kinder wohl eingeschlafen. Der Mann liebt Vergleiche, dachte ich mir. „Haare wie Holzsplitter“ – das war schon ein lustiges Bild, aber ich verlor den Faden in den Vergleichen und hatte den Eindruck, die Kinder auch. Manche legten sich der Länge nach hin und schienen die Geschichte nicht lustig zu finden. Eisold fragte tatsächlich im Anschluss, ob sie jemandem nicht gefallen hätte. Begeistert meldeten sich die Steppkes und sagten: „Ich fand's toll.“ Diese Lügner! Als einer hinzufügte: „Besonders hat mir gefallen, dass der Lokomotivführer August und seine Frau Augustine heißt“, war mir alles klar. Ihrer Meinung nach brauchte nichts geändert zu werden. Nur die Lehrerin bemerkte, das wäre eine etwas zu traurige Geschichte gewesen. Sie erntete ein Schulterzucken. Ich wagte mich nach der Lesung zu dem Schriftsteller und meinte unter vier Augen, mir wären zu viele Vergleiche vorgekommen. Darauf sagte er fast nichts. Ich war ja bloß eine Journalistin. Was haben die schon für eine Ahnung von Literatur? Wahrscheinlich lag ihm noch im Magen, dass er als Endvierziger von den Kindern 70 Jahre alt geschätzt worden war.

Was würde mich am Nachmittag beim Puppenspiel „Breitmaul Blabla“ erwarten? Zunächst mein Kollege von der Konkurrenz, der den ersten Termin verpennt hatte. Dann schreiende Kinder, die, von Kindern gespielt, ein Märchen erlebten, in dem die Prinzessin bewies, was im weiblichen Geschlecht steckt. „Im Märchen geht es um Mädchen und Jungs!“ verkündete die Leiterin Karin Diebel. „Jaaaaa“, grölten die Kleinen ganz aus dem Häuschen. „Mädchen können nämlich genauso stark und schlau wie Jungen sein.“ Aha! Mein Kollege sah zu mir herüber. Der sollte sich bloß keine Schwachheiten einbilden. Ich war schon auf seinen Artikel gespannt, auch wenn ich desinteressiert tat. „Hoffentlich habt ihr etwas gelernt“, verabschiedete sich Karin Diebel. Zumindest das „Blablabla“ nahmen die Schüler mit; es war jedenfalls noch lange zu hören.

Eine besonders angenehme Lesung erwartete mich am Abend von Hanns H.F. Schmidt: „Vergnügliches aus der Altmark“. Den kannte ich schon, und was noch schöner war, er erkannte mich ebenfalls, plauderte mit mir darüber, dass heutzutage ja laut Vertrag geheim gehalten werden müsse, an welchem Buch man gerade schreibe. Ich hatte schon 15 Minuten Interview hinter mir, als mein Konkurrenz-Kollege auftauchte. Großzügig überließ ich ihm das Feld und die letzten zwei Minuten vor Beginn der Lesung, schritt bis in die erste Reihe und setzte mich. Dass Hanns H.F. Schmidt kein Altmärker ist und einmal den Auftrag bekam, die Altmark – Land und Leute – zu erforschen, weil kein Mensch etwas damit anzufangen wusste, wusste ich schon. So konzentrierte ich mich auf seine Geschichten, Anekdoten und solche Witzeleien wie: „Wer steht im Holz und ruft die Leute an und niemand

darf ihm antworten?“ (der Pastor auf seiner Kanzel). Da will noch einer behaupten, die Altmärker hätten keinen schwarzen Humor. Mir war allerdings mittendrin das Lachen vergangen, denn als ich den sympathischen Mann, dessen Äußeres mich stark an Peter Ustinov erinnerte, fotografieren wollte, bemerkte ich die fehlenden Batterien in meiner Kamera. Was tun? Es half nichts. Mein Konkurrenz-Kollege lächelte mich von weitem süffisant an. Ich biss die Zähne zusammen und bat ihn im Flüsterton, mir seine Batterien zu leihen. Nun schien er der Gönnerhafte zu sein. Dankbar, ungeachtet meiner knirschenden Zähne, gab ich ihm die Batterien wenig später zurück und schlich von dannen. Im Auto warf ich noch einen Blick in meine Tasche und legte mein Gesicht kurz darauf in Falten, denn dort lagen meine Akkus! Sie mussten aus der Kamera gerutscht sein. Na Klasse! Erniedrigung höchsten Grades!

Nun aber schnell zu Dr. Ernst Paul Dörfler, der in Königsmark zu „Elbwanderungen“ eingeladen hatte. Der proppenvolle Raum und der Lichtbildervortrag schreckten mich ab. Mir fehlte die ganze Vorgeschichte! Während Dörfler zum Hochwasser überleitete und sich gern selbst reden hörende Gäste darüber ausließen, wie oft ein Bagger heute noch an ihrem Haus vorbeiführe, fiel ich in einen leichten Schlummer. Jäh riss mich ein Zuhörer aus meinen Träumen, indem er sich an mir vorbei zum Büffet drängelte. Das war ja wohl mehr als unhöflich! Mitten in der Lesung!, empörte ich mich innerlich. Da goss er sich vor meiner Nase herrlich duftenden Kaffee ein, und ich durfte zugucken. Koffein hätte ich in diesem Moment gut gebrauchen können, sicher viel eher als der freche Gast. Gottseidank wurde ich bald erlöst und hatte auch Gelegenheit für eine Tasse Kaffee. Wie überrascht war ich darüber, dass sich der freche Gast am Ende der Lesung als Klavierspieler entpuppte, der nun mit seiner Musik die sich am Büffet labenden Gäste unterhalten musste. Und ich hatte ihm nicht mal Kaffee gegönnt. Peinlich!

Die Tage bis Sonnabend boten ebenfalls ein abwechslungsreiches Programm für Groß und Klein. Ob nun Martin Meißner Kindergartenkinder in seinen Bann schlug, einige Schulkinder wohl weder Reiner Bonack noch „Das große Lalelu“ von Morgenstern, von Bonack vorgetragen, vergessen werden*, auf der Lesung „Celtic Rock Music und starke Texte III“ im Hotel „Zum Reichskanzler“ (Musik vom Allerfeinsten, dazwischen Lyrik und Prosa besinnlich bis heiter), bestritten durch die Mitglieder des Clubs Altmärkischer Autoren, aufmerksame Stille bis zum letzten Ton bzw. Wort herrschten, die Theatergruppe des Markgraf-Albrecht-Gymnasiums zu Osterburg mit „Schneewittchen einmal anders“ zu Lachtränen reizte oder das „Ensemble Kolorit“ aus Zeitz Brecht-Liebhabern mit ihrem Programm „Du hast kein Herz, Johnny“ einen unterhaltsamen Abend bescherte; die IV. Osterburger Literaturtage waren ob ihres vielfältigen Angebotes allemal einen Besuch und so manchen Artikel wert. Und wer noch nicht weiß, wo die Altmark liegt, der sollte sich nicht scheuen, ihr einen Besuch abzustatten. Im „Reichskanzler“ ist sicher ein Zimmer frei, in dem einem Bismarck entgegen lacht.

* Seitdem weiß ich überhaupt, wie lustig das Gedicht ist und dass man sich mehr als einmal darüber ausschütten kann vor Lachen!

© POTZDAM 2002 – Astrid Mathis

Heil dir im Siegerkranz

Ausstellung in den Bahnhofspassagen (Potsdam Center)

Von *Andreas Kellner*

Im Potsdam-Center, das bereits in den letzten April-Wochen des Jahres (na was´n Timing!) mit seinem Preußen-Fest unsere Herzen gewonnen hat, veranstaltet der 300 Jahre Preußen e.V. derzeit die interessante Ausstellung „Das alte Potsdam. Bild, Modell und Plan“.

Im Zuge dessen hängen Vorher-Nachher(1945)-Fotos der Brandenburger Landeshauptstadt in sonst leerstehenden Geschäftsräumen.

Beim Potsdamer Hauptbahnhof hat man natürlich auf aktuelle Ansichten verzichtet.

Da reicht ja ein Schritt vor die Tür.

Einige Maler haben weitere alte Potsdam-Fotos abgemalt und sich dabei nicht zurückgehalten, teilweise wirklich schon mal schöne Ecken noch schöner zu stilisieren. Dafür hat man sich wenigstens an die unwichtigen Details gehalten.

Und so gibt es die Garnisonkirche einschließlich Mann mit Schirm auf Gehweg praktisch in verschiedenen Größen und Farbtönen. Wie billig, möchte man meinen, wenn man noch nicht weiß, was für diese Bilder an Geld verlangt wird...

Klar, es geht um die Gewinnung der Akzeptanz für den Wiederaufbau der Potsdamer Altstadt. Zum Beispiel für das Denkmal des "Soldatenkönigs" im "Lustgarten". Und so darf man sogar Modelle des Fortunaportals, des Berliner Tores, des Soldatenkönig-Denkmal und ähnliches, meist in Porzellan gearbeitet, erwerben. (Vielleicht ein Tipp für den Wunschzettel?)

Am interessantesten ist aber die Lektüre in der Lese-Ecke. Mit den Monatszeitungen "Erbe und Auftrag – Zeitschrift zur Förderung des Monarchischen Gedankens" und den "Preußischen Mitteilungen – Zur Förderung der preußischen Staatsauffassung und des deutschen Geschichts- und Kulturbewusstseins" wird sicherlich auch der Letzte aus der kleiner werdenden Minderheit der Zweifler bekehrt. Darin erfährt man nicht nur von den glücklichen Völkern Europas, die weiterhin einen Monarchen an ihrer Spitze wissen dürfen, sondern auch von interessanten Details aus Preußens ruhmreicher Militär- und Monarchengeschichte. Der Blutzoll von Volk und Vaterland wird anlässlich des Volkstrauertages ebenfalls erwähnt.

Nicht zuletzt kann man hier den Text des Schlesierliedes erfahren. Der aus dieser Perspektive gerade noch erkennbare linke Rand politischer Unvernunft (die SPD) bekommt auch sein Fett weg. Sehr lehrreich. Schön zu sehen, wie man sich bereits jetzt bemüht, die Architektur entstehender Gebäude mit einem Geist zu beseelen. Wenn das mal keine handfesten Argumente für den sogenannten Wiederaufbau von Potsdams Zentrum sind!

Ein Besuch der vom 23. November bis 23. Dezember währenden Ausstellung lohnt also!

Dennoch: Ohne diese unangenehmen Proll-Nazis vor dem Wasserturm, am Haupteingang, wäre der Weg zu dieser Veranstaltung viel angenehmer...

Oder sind das Statisten?

In Kürze bestimmt auch als Gemälde erhältlich: Taubenfüttern in Potsdam-Stadt.



© POTZDAM 2002 – Andreas Kellner (Foto: Privat-Archiv Andreas Kellner)

| WEIHNACHT |

Die Passion

Eine Weihnachtsgeschichte

Von Andreas Kellner

Wer eine Reise macht, kann was erzählen. Wenn er mit der Bahn fährt, allemal. Wegen der Weihnachtsfeiertage habe ich vor, die liebe Familie in der Uckermark zu besuchen. Doch vorher gibt es eine harte Prüfung zu bestehen – die Fahrt im RE3! Vorbei an den Schlangen der wenigen geöffneten Fahrkartenschalter im DB-Service-Center geht es direkt zur S-Bahn. Über Potsdams schicken Hauptbahnhof fahren so unwichtige Züge wie der RE3 nämlich nicht. Immerhin bietet sich so die Gelegenheit, im Flair des Bahnhofs Wannsee wartend zu verharren. Mit den Erinnerungen an wärmere Tage vertreibt man sich die Zeit. Im Sommer hatten hier noch Milliarden Mücken vom nahen Wannsee die Reisenden angefallen. Nun ist es nur die kühle Brise, die unter wolkenverhangenem Himmel über den Bahnsteig fegt.

Und so beginnt das erste Stück der Reise angenehm. Schon wenig später rollt das Dreiergespann roter Doppelstockwagen ein. Doch die weihnachtliche Besinnlichkeit weicht schnell der Ernüchterung. Die schweifenden Gedanken werden eingefangen, alle Aufmerksamkeit ist nun der Suche nach einem Sitzplatz gewidmet. Orientierungslos stolpere ich die Treppen hinauf, das Gepäck der anderen mangels Ablage immer vor den Füßen. Doch da, gütiges Schicksal! Gleich mehrere freie Plätze! Allein auf den Vierersitzen sitzt ein Mann gestandenen Alters. Er hatte sich in eine Ecke verkrochen und bemüht sich nicht, die Tränen zurückzuhalten. Blitzschnell schalte ich. Einmal falsch reagiert, kann man

sich seiner Probleme, die er aufzählen wird, nicht mehr erwehren. Gefährlich mochte er nicht sein.

Gefährlich sind Fußgänger, die erst auf die Straße treten und dann nachsehen, ob jemand bremst. Gefährlich sind Gelegenheits-Radfahrer, die erst ihr Fahrrad mitten auf die Fahrbahn schieben, um dort von der Straßenseite her aufzusteigen. Gefährlich sind Autofahrer, die meinen, ab 4°C Außentemperatur würden keine Radfahrer mehr am Verkehrsgeschehen teilnehmen. Hier im RE3 war keine dieser Situationen zu erwarten. Dennoch setze ich mich auf den noch rechtzeitig entdeckten freien Zweiersitz, gleich gegenüber. Sein Versuch, meine Aufmerksamkeit zu provozieren, scheitert. Diesen Blick, der durch Menschen hindurchsehen kann und suggeriert, die Gedanken wären völlig woanders, hatte ich erprobt. Auf dem Radweg erwartete der Gegenverkehr nie, dass ich ausweiche. Den Straßenfeger hat mir in der S-Bahn noch keiner angeboten. Doch wie wollte das dieser Mensch begreifen?

Als er meinen schweifenden Blick über Stadtautobahn und Autos, die sich zumeist vergeblich an der Geschwindigkeit der Bahn zu messen schienen, bemerkt, versucht er, zu kommentieren. „Autobahn, Autobahn, kommen trotzdem nicht voran. Autobahn – Bahnauto. Wir rollen sitzend in den Tod. ... Schule – Was braucht man lernen für's Leben? Eine Stunde und schon hat man die Million...“. Inzwischen hatte ich den Blick tief in den Buchseiten verwurzelt, als er seinen Monolog beendet. Solche Leute kenne ich aus meiner Nachbarschaft! Ein Hilfeschrei gegen die soziale Isolation. – Am besten einfach ignorieren! Und tatsächlich gilt nun die Zuwendung den anderen Fahrgästen. Jedem einzeln. Der „Zug nach Nirgendwo“ hatte sich als „Höllensexpress“ herausgestellt.

Während die anderen Fahrgäste nun nach und nach das bisher überfüllte Abteil verlassen, widme ich mich dem eigentlichen Problem. Der RE3 ist überheizt und stickig, während draußen bereits die ersten Schneeflocken durch die Nacht wirbeln. Die Fenster, die in sommerlicher Hitze noch an den Gummis verklebten und damit jegliche Luftzirkulation im Ansatz verhinderten, beweisen nun, dass sie auch, wenn sie in maximaler Weite einen Spalt geöffnet sind, bestenfalls einen steifen Nacken bringen. Das Kondenswasser von der Atemluft beschlägt an den Scheiben und regnet auf mich herab. Doch inzwischen sind ja einige der anderen Plätze frei geworden. Genauer: Ich habe die Auswahl zwischen fast allen Sitzen im Abteil. Nur ein Vierer ist noch besetzt. Bald habe ich das Abteil für mich. Natürlich nicht lange. Abends lässt die Bahn ihre RE3-Kunden am Ostbahnhof in einen anderen RE3 umsteigen, damit auch diejenigen, die bisher auf der Treppe vor der Tür sitzen mussten, die Gelegenheit bekommen, einen richtigen Sitzplatz in den gegenüber bereitgestellten Waggons zu ergattern. Wer öfter in dieser Linie fährt, schult seine Reflexe und so sitze ich weiterhin vergleichsweise bequem und trocken.

Mit welchen Grausamkeiten auf dem Leidensweg von Potsdam nach Canossa würde die Bahn mich noch prüfen wollen? Sollte man wieder einen berüchtigten Schienenersatzverkehr, als „SEV“ verharmlost, bereitstellen? Als ich das letzte Mal mittenächtlich im Schienenersatzverkehr über Barnims verregnete Straßen fuhr, wollte das Gejohle der vielen Wehrpflichtigen kaum verstummen, nachdem der Bus das Stoppschild überfahren hatte. Und das nicht nur im übertragenen Sinne.

Doch erst in Angermünde fordert mich eine Lautsprecherstimme zum erneuten Umsteigen auf. Glück gehabt: Durch die Unterführung, welche den Besuchern der Mitropa-Geschäftsstelle als provisorisches Pissoir dient, muss ich nicht. Und wenigstens in diesem Fall braucht sich während des vergleichsweise kurzen Aufenthaltes niemand zu lange dem direkten Charme des Angermünder Bahnhofs aussetzen. Denn gleich gegenüber steht er, ein winziger Zug war vom RE3 geblieben, der die Reisenden weiter befördern sollte. Nur die

Raucher standen noch auf dem Bahnsteig. In den geleerten roten Wagen verlischt indessen das Licht. Weiß verdeckt das Schneetreiben den matt von der Bahnsteigbeleuchtung erhellten roten Außenlack, als wolle er damit die aufgetanen Wunden seelischer Grausamkeit verwischen. Endlich fährt einen der Zug hinfort, bis das Licht der Bahn nur noch die verschneiten Felder der nächtlichen Uckermark erhellt.

Von weitem schon erkenne ich die bunten Lichter der Heimatstadt. Am Bahnhof wartet niemand. Nur eine Gruppe einheimischer Jugendlicher begutachtet lautstark die Ankömmlinge. Befreit lasse ich die Bahn hinter mir zurück. Nur noch wenige Minuten Fußweg durch den frischen Schnee und der funkelnde Weihnachtsbaum, besinnliche Stille und Geschenke in raschelndem Papier umgeben mich.

Schon öffne ich den ersten geheimnisvollen Umschlag, der da für mich bereit liegt. Das letzte bisschen weihnachtliche Stimmung ist dem blanken Entsetzen gewichen. Der Heilige Abend ist zum Fanal geworden. Warum müßtet ihr mir das antun? Ich könne ruhig öfter mal kommen, kommentiert man das Geschenk: Eine Bahn-Card!!

© POTZDAM 2002 – Andreas Kellner

| WEIHNACHT |

Weihnachtszeit – Christenheit

Von der Nachfolge

Von Mathias Deinert

Ein Grund, warum ich nicht in Berlin leben könnte, wäre die tägliche Begegnung mit so vielen Verrückten, Verwahrlosten und Elendigen in Bus und Bahn. Nicht dass ich das Kleinste gegen diese Armseligen hätte. Im Gegenteil. Wer aber kann jeden Tag in so viele menschliche Abgründe blicken, ohne selbst wunderbarlich zu werden? Ich würde es höchstwahrscheinlich. Und darum wohne ich in Potsdam. Da wird man mit weniger seelischem Schaden wunderbarlich.

Wunderlich wurde mir erst neulich im übervollen Bummelzug Richtung Berlin. Ich wollte ins Deutsche Theater, wurde einfach mit der stressbrodelnden Menschenmenge in einen Waggon gedrückt und musste dort stehen bleiben, wo ich eben stand. Das war am Ausgang zum zweiten Stock. Ständig rieben sich Leute an mir, die nicht glauben konnten, dass es keinen freien Platz mehr gab, und darum unbedingt ihr Glück versuchen mussten, zum Zorn aller Stehenden wenigstens mal kurz ratlos von der Treppe her in den zweiten Waggonstock zu blicken – um sich dann wieder zurück zu zwängen. Geradezu dummfrech!

Neben mir stand ein junger Mann mit Brille, zerwischtem Schulranzen und einem Pali-Tuch um den hungerdürren unrasierten Hals. Sicher war er Theologiestudent, dachte ich, denn er markierte mit Leuchtstift ständig das Wort GOTT in seinem Text. Und manchmal blickte er mich auch an.

Ich war eben dabei, laut auszuatmen, weil sich trotz Platznot wieder ein Unbelehrbarer die Treppe hinaufschieben wollte – da hörte ich neben mir eine weiche Stimme: „Hättest du nicht Lust, am Sonntag mit mir zu einem Gottesdienst zu kommen?“

Warum ich in diesem Augenblick nicht gleich „Ach, fahr’ zur Hölle!“ erwidert habe, weiß der Herrgott allein. Ich konnte in meiner ersten Verblüffung nur antworten: „Wie bitte?“ und ich habe den Menschen angesehen, als hätt er mich gebeten, ihn vor allen Leuten zu fellationieren. Er wiederholte sich.

Ich dachte an die Winke meiner Sprecherzieherin zur richtigen Atmung und meinte gelassen: „Ich hab am Sonntag keine Zeit.“ Sein Gesicht kam mir näher: „Nie sonntags?“ In diesem Moment hätte ich dem Ritter Christi gern einmal die Tatsache gegenübergestellt, dass ich jeden Tag IN MIR einen guten Gottesdienst tun könnte, ohne sonntags IN EINE KIRCHE zu gehen. Angesichts der Spannung feierabendlicher Massen frug ich ihn aber: „Finden Sie es nicht seltsam, in einer überfüllten Regio einfach ihren Nebenmann nach seiner Gesinnung zu fragen?“ Er schüttelte den Lockenkopf. „Ich frage DICH. Nicht jeden! DICH.“

„Wissen Sie, ich habe meinen eigenen Weg“, sagte ich neunmalklug. Und er, nach einer kurzen Stille: „Aha ...“ und das sagte er so, wie wenn man einem Kind antwortet, das mangels besseren Wissens eine sehr große Dummheit gesagt hat. „... DEINEN EIGENEN Weg ...“ betonte er. Und wieder bohrend: „Vielleicht habe ich darum ja GERADE DICH angesprochen.“ Ich war es müde.

„Hören Sie,“ sagte ich. „ich möchte nicht, dass Sie weiter mit mir sprechen. Ich bin nicht interessiert.“ Da war er ein wenig verstört und vergrub die Grüblernase wieder in sein göttliches Buch. Vielleicht war ihm unklar, weshalb jemandem so wenig an der Heilsfindung lag. Ich hingegen dachte an die Zeit der Christenverfolgungen, wo der liberale Prokonsul Arrius Antoninus den Himmelgierigen entgegenrief, weil er sie ums Verrecken nicht seligfoltern wollte: „Ihr Elenden, wenn ihr unbedingt sterben wollt, so habt ihr doch Stricke und Abgründe!“ War es hier nicht ähnlich? Nur dass anstelle eines Sterbesüchtigen ein Dogmenpeitscher seine Bereitschaft anbot.

Gott sei Dank hielt der Zug und beide drückten wir uns in die Freiheit. Dann ging der verhinderte Glaubensbote von dannen – als Märtyrer im Geiste, der (wie so viele seinesgleichen) nicht verstanden hatte, worin der Unterschied zwischen „Menschen fischen“ und „Menschen fangen“ bestand, vgl. Markus 1, 17 und Lukas 5, 10.

Beim Fischen nämlich wartet man, dass der Fang von selbst ins Netz geht, anstatt mit spitzfindigen Fragen im Feierabendgewirr der Großstädte herum zu käschern. So sehe ich es.

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

Wer glaubt, wird selig!

Aufklären heißt warnen

Von M. Gänsel

Was in den nächsten Wochen unschuldig in Kindergartengärten und an Ortseingängen stehen wird, ist längst nicht so ungefährlich, wie es aussieht. *Ein Schneemann!*, rufen Sie im ersten Augenblick erfreut - im nächsten zückt das weiße Monster schon die Waffe. Schneemann-Raubüberfälle sind seit einigen Jahren keine Seltenheit mehr - eben noch ein froher Bote des nahenden Festes, entpuppt sich mancher weiße Freund als abgrundtief böser Rabauke. Kinder mit blauen Flecken, denen die Handschuhe gestohlen wurden. Väter, zusammen geschlagen im Rinnstein. Doch PotZdam möchte helfen, warnen. So erkennen Sie einen Raubüberfall-Schneemann:



Leseunkundige Kinder dürfen ausmalen!

Wir hoffen, Sie sind nun gewappnet. Vergessen Sie Föhne und Flammenwerfer: Die meisten Versuche zum Angriff überzugehen, schlugen schrecklich fehl. Uwe S. aus Nauen gelang es 1987, einen der ersten Schneemann-Räuber zu überwältigen und unschädlich zu machen - Uwe S. ist seitdem verwirrt und in Behandlung. Noch kurz vor ihrem Dahinscheiden pflegen diese Kerle eine Art Monolog vorzutragen, der alle Widerlichkeiten, allen Unbill, jeden Zwist der Welt enthält, keine Gnade kennt und "durch und durch" geht, wie Herr S. bestätigt. Die letzten Worte eines jeden der 3 Schneemänner, die bisher getötet wurden: "Ich bin nicht dick, nur zu klein für mein Gewicht!" Denken Sie daran.

© POTZDAM 2002 – M. Gänsel

Rentiers Klag'

Eine pikante Ballade (FSK 16)

Von Mathias Deinert

Ich hatt' mich grad aufs Chaiselongue gesetzt
 mit einer Tasse Glühwein, ganz allein mit mir.
 Ich lockerte die Hose und mein Haar –
 da pochte es an meine Mietshaustür.
 Nanü? Wer mag vor meinem Hause stehn,
 um diese Zeit so unverfroren sein?
 Ich öffnete. Da stand es, ganz verwehrlost anzusehn:
 ein Rentier, mit dem Reim zu Tod' gehetzt
 vom Autor Patrick Brückner letztes Jahr
 (man lese hier). Ich war gerührt und ließ es ein.

Das Rentier (ach, ich hör es noch wie heute!)
 es schüttete sein ganzes Rentierherz mir aus.
 Es schluchzte unter wildem Hufgefuchtel,
 denn es gestand, es liebe Santa Claus.
 „DEN alten Knochen?“ rief ich lachend. „DEN Hanswurst?
 Versuch's zuerst mit einem Ren aus eurer Mitte!
 Vielleicht hast du nur pubertären Wissensdurst.
 Ach, Ren, was werden sagen die verspießten Leute?
 Der Weihnachtsmann sei eine greise Schwuchtel.“
 Das Rentier drauf: „Ich bin ein Fräulein! Also bitte.“

Kurzum, wir redeten zwei Stunden über diese Liebe,
 die nur im Kopfe dieses armen Tiers bestand.
 Es sprach von seiner Uhr, der biologischen, die tickt.
 Dann legte es den schweren Huf auf meine Hand,
 und es gestand, es wolle auch ein Kind von ihm:
 Da bräucht es nur zu warten! Er sei oft betrunken,
 verriet das scheue Ren. „Und alle anderen im Team,
 die halten dicht und haben gleichermaßen Triebe!“
 Ich war entsetzt! Mir schien, das Tier sei glatt verrückt.
 Am liebsten hätt ich es zur Tür hinausgewunken.

Stattdessen dacht ich: ‚Oh, Knecht Ruprecht, Armer!‘
 Und dachte weiter: ‚Oh, du armer dicker Wanst!
 Nun geht es dir an deine greise Zipfelmütze,
 Nur weil du deinen Sex Appeal nicht steuern kannst!
 Und weil die Jugend sich vor nichts mehr scheut!‘
 Wie's Rentier ging, rief ich sofort die Bullen an –
 die aber lachten und behaupteten, ich sei zerstreut.
 Nun stand ich da, wie ein gewissenhafter Warner,
 den man nicht hört; sein Wissen zu nichts nütze.
 Da legt ich auf und steckte eine Kerze an ...

und trauerte dies' Jahr um unsern Weihnachtsmann.

für P.

In Schweden

Ein Erfahrungsbericht

Von Diana Stübs

Das Motto „Wenn einer eine Reise tut, dann kann er was erzählen“ gilt in den Zeiten der organisierten Langeweile – ich spreche über Cluburlaube – ja längst nicht mehr. Dafür stimmt ein altes Studentenklichee: ab und zu schnallt sich ein dreizehntes Semester den 300-Liter-Rucksack auf und macht ohne Ziel los. In meinem Fall ist es Schweden geworden. Schon der Weg dorthin war ein Abenteuer. Auf der Fähre sind ich und meine Gefährten umringt von, nun, Mitreisenden, die allesamt den Eindruck machen, als würden sie frisch aus der Schwererziehbarenklinik kommen. Oder noch deren Insassen sein, denn zuweilen bekommt einer von ihnen ein Brötchen in den Mund gestopft, welches er/sie dann in verändertem Aggregatzustand, nämlich als Schaum, wieder von sich gibt. Lecker.

Irgendwann sind wir dann doch da, in Schweden. Doch auch die erste Nacht im Land von Königin Silvia ist wenig verheißungsvoll: Man teilt das Zimmer mit Unbekannten. Die schnarchen. Hinzu kommt, dass ich in meinem handtuchbreiten (und ich spreche hier nicht von Strandlaken) Hochbett abwechselnd gegen das schicke Regal zu meiner linken oder die Brüstung zu meiner rechten knalle. Gute Nacht!

Am nächsten Morgen dusche ich die Müdigkeit einfach weg, allerdings bin ich auch hier nicht alleine – ich teile die Dusche mit ein paar Pilzen, mit denen ich, Badelatschen sei dank, allerdings besser zurecht komme als mit den Verrückten vom Boot. Wir schwarzfahren und laufen ein bisschen durch Göteborg, schöne Stadt, bevor es dann weiter nach Stockholm geht. Dort sind vor allem die Supermärkte beeindruckend: nach 4 Monaten in Norwegen sind Angebotsbreite (in Norwegen heißen alle Produkte „Eldorado“ oder „Tine“ und, damit die Auswahl nicht so schwer fällt, gibt es alles auch nur einmal. Und Quark und Müsliriegel gar nicht.) und niedrige Preise gleichermaßen unerwartet wie überwältigend.

Aber auch der Rest von Stockholm ist sehenswert: die Altstadt, die jetzt – im November – so überlaufen ist, dass man sich gar nicht vorstellen möchte, was hier im Sommer passiert und in der man sich als Tourist lustig abzocken lassen kann. Oder kann man sonst noch irgendwo 30 Euro für ein paar kratzige Handschuhe bezahlen?; das riesengroße Schloss mit den entspannten Wachen und gutaussehenden Guides (unbedingt ankucken: Johan), die auch gern mal mit den Touristinnen flirten; oder das Vasamuseum, in dem man ein fast 400 Jahre altes Schiff ankucken kann, das vor 40 Jahren aus dem Hafenbecken der Stadt gekratzt wurde und in dem man ganz sicher Landsleute trifft und so Gelegenheit bekommt, seiner eigenen Reisegruppe den Satz „Kein Wort Deutsch mehr“ zuzuzischen.

Doch jede Reise geht irgendwann weiter. Wir nehmen den Nachtbus. Für den sich auch sämtliche Alkoholiker Schwedens entschieden haben. Es riecht wie in einer Destille, es schnarcht auch wieder, zudem hält der Bus in Nyköping, Norrköping, Linköping (also jedem verdammten -köping. das es in diesem Land gibt) und bringt mich mit seinen Henkersbremsen um den Schlaf. Gott, freu ich mich auf den nächsten Schlafsaal...

© POTZDAM 2002 – Diana Stübs

Kolberg (Teil 1)

Mutter, Vater, Miros³awa

Von Mathias Deinert

Um 18 Uhr raste immer noch die gleiche herbstliche Ostlandschaft an unseren Autofenstern vorbei. Polen ist nicht gerade schön zu dieser Jahreszeit. Es erinnert sehr daran, wie es bei uns im Osten selbst vor 1989 war: verwitterte Straßenränder, fehlendes Gespür für Eigenheim-Ästhetik und graublöckige, seelenlose Kleinstädte. Dazu noch die Urgewalt des Wetters im Winter.

Meine Eltern hatten mich zu diesem Urlaub eingeladen. Insofern kam er Bankkonto und Familiengefühl gleichermaßen gelegen.

Nun waren wir schon seit sechs Stunden unterwegs! Vater hatte nacheinander den Routenplaner, die schlechte Beschilderung der Ortschaften und die Kartenleserin (d.i. Mutter) für die lange Fahrtzeit beschuldigt und fuhr gegen 18 Uhr auf eine polnische Raststätte. „So,“ sagte er beim Abschnallen, „ich gehe jetzt an diesen Baum dort, und bis ich wiederkomme, hat Mutter eine Strecke rausgesucht, auf der man sich nicht mehr verfahren kann!“ Dann verschwand er im dämmerigen Dunkel.

Als er wiederkam, war bereits alles gedeichselt: Mutter (mit Bergmannlampe zum Kartenlesen auf der Stirne – 5 Euro, in jedem Baumarkt) hatte telefonisch das Hotel über unsere Verspätung informiert, eine Route festgelegt und eine Erfrischung geöffnet. Nur durch das Zusammenspiel all dieser Faktoren ist es erklärlich, dass wir eine halbe Stunde später wohlbehalten die Wandelhalle des ORBIS Hotels SOLNY betraten. Mutter voran.

Nach der Begrüßung wurde uns der Schlüssel übergeben; und obwohl sich der Hotelboy fürs Gepäck anbot, trugen wir die Koffer allein. Ostdeutsche Macke! Und wir wuchteten die Gepäckteile alle, alle in den nahen Lift, der zweimal die Türen auf und zu machen musste, weil immer wieder noch etwas hinausragte: ein Koffer, der Rucksack des Jungen, der Junge selbst – und nach zwei Sekunden Fahrt entließ uns der Lift nur etwa zehn Treppenstufen höher. Dies also war unser Flur! Die Rezeptionsdame lächelte von unten anerkennend durch die gläserne Balustrade.

„Ist das peinlich!“ wusste Mutter. Aber wir beeilten uns, alles ins Zimmer zu werfen, um dann gleich zum Abendessen zu gehen.

Am Tisch versuchte Vater, das Vergangene zu erklären. „Ist eigentlich gar nicht so schlimm mit unseren Umwegen. So haben wir wenigstens mal die schöne polnische Gegend gesehen.“ Währenddessen trat unsere Tischkellnerin Miros³awa herzu, wünschte guten Abend und verdeckte einen Brandfleck in der teuren Tischdecke. „Komisch,“ meinte Mutter, „ICH habe nichts gesehen. ICH musste ja immer in die Karten kucken.“ Miros³awa frug, ob es schon etwas zu trinken sein solle. Ich bestellte einen roten Barszcz in geradbrechtem Polnisch, obwohl Mutter die vielen Polnischstunden auf der Volkshochschule vom Betrieb bezahlt bekam. „Und warum waren wir dann nicht zur rechten Zeit hier?“ lachte Vater. Mutter lächelte indes zur Kellnerin und bestellte erst einmal: „Wodka. Karta.“ Miros³awa verstand und schlug die Seite mit den verschiedenen Sorten auf. Vater ließ nicht locker: „Außerdem hättest DU doch fahren können.“ Mutter lächelte immer noch: „Ach, ich fange mal von oben an: diesen hier, bitte.“ Miros³awa ging.

Mutters Lächeln gefror zu einer ernsten Miene Richtung Vater. „Muss das denn immer vor andern Leuten sein? Unmöglich bist du. Du wirst schon genau wie dein Vater.“ Und zu mir: „Oh Gott, Junge, da habe ich noch was zu befürchten im Alter! Findest du nicht auch, dass

der Vater mit den Jahren immer streitsüchtiger wird?“ Und zum Stein des Anstoßes meinte sie noch: „Hast du überhaupt schon was bestellt, Vater?“ Mit verschränkten Armen saß er da. „Du hast mich doch nicht zu Wort kommen lassen.“ Daraufhin wurden Mutters Lippen schmal. „Also man kann mit dir in keinen gemütlichen Urlaub fahren!“

Fortsetzung folgt

„KOLBERG (Teil 2) – Nasen mit Ausstrahlung“

im neuen Jahr an gleicher Stelle

© POTZDAM 2002 – Mathias Deinert

| ÜBERLAND |

Alter Schwede! (1)

Einmal Säby...

Von Astrid Mathis

„Wir sind um vier im Park Säby, dann gehen wir schön spazieren.“ Mit unseren Kameras in der Hand machten wir uns auf den Weg zur Bushaltestelle. Sonnabend – alles wunderbar. Anne witzelte noch: „Wir Deutsche beeilen uns, um pünktlich in einen schwedischen Bus einsteigen zu können. Haha. Wo die ja immer unpünktlich sind. Der schläft bestimmt auf seinem Rastplatz.“

„Wir sind richtig, der Bus ist falsch“, sagte Anne abschließend. Besser so als umgekehrt, antwortete meine innere Stimme. Endlich kam der Bus. Und der nette Busfahrer, den Anne kennt, gleich mit. Ich verstand wieder mal nur Schwedisch! Allerdings waren die Gesten so vielsagend, dass ich kombinierte: Heute war Feiertag, 2. November, Allerheiligen. Und der Sonntagsplan galt. Wieso am 2. November? Die Schweden sind ja bekannt für ihre Bedachtsamkeit, ähm, ihr anderes Tempo, allerdings, die Feiertage nach hinten zu verschieben...

Der nächste Bus nach Säby sollte in einer Stunde kommen. Hätte ich mich bloß durchgesetzt und darauf gedrängt, dass wir am Mittag schon fahren! Der Busfahrer machte keine Anstalten loszufahren, sondern sprach Anne nochmals an. Kurzer Wortwechsel, dann winkte Anne mit ihren behandschuhten Fingern. Sie klärte sie mich auf, dass uns der Busfahrer trotz Dienstschluss mit seinem Auto nach Säby fahren wollte. Er sei auch noch nie da gewesen. Dabei verdrehte Anne vielsagend die Augen, und ich sah mir den ältlichen Kauz genauer an. Grauhaarig, groß, sehr schwedisch und wohl verdammt einsam. „Weiß er schon, dass wir mit Judith in den Park wollen?“ hakte ich nach. „Nein, das muss ich noch sagen“, erwiderte Anne, froh, überhaupt eine Möglichkeit gefunden zu haben, noch am Sonnabend dort anzukommen.

Zunächst fegte der Busfahrer auf dem Busbahnhof den Bus aus. Ich grinste. Soviel Zeit war auch noch! Meine Zehen aber wurden zu Eiswürfeln. Anne fror auch. Wir warteten vor dem Busfahrerhäuschen und bemerkten, wie schön die Sonne hinter den Bergen unterging. UNTERGEHEN war ein gutes Stichwort, denn ich grinste nur noch ein bisschen, da meine gute Laune langsam ebenfalls dem Untergang geweiht war. Anne deutete stumm auf einen Bus, der gerade nach Säby abfuhr. Gott sei Dank hatte der alte rote Volvo des Kauzes eine funktionierende Heizung.

Die Sonne war inzwischen ganz verschwunden, als wir vor Judiths Haustür hielten. Anne sprang kurz raus. Nun aber auf in den Park!

Als wir ein paar Schritte gegangen waren, sah ich Felsen, Weiden, Meer und einen Zipfel von der Sonne. Und bald die Hand vor Augen nicht mehr.

Um mich herum schwedische Vokabeln, die mir wie schwedische Gardinen erschienen. Auf einmal Elchspuren! Na, das war doch was. Ein Foto! Ach, ich konnte vor Schwärze nicht einmal scharf stellen. Also packte ich die Kamera misstrauisch wieder ein. Der Busfahrer ließ sich indes von Judith und Anne den Weg erklären, der zu einer noch schöneren Aussicht führte, und alle drei sahen danach aus, als würde ihnen ein Spaziergang durch die Dunkelheit nichts ausmachen. Anne sprach die erlösenden Worte: „Ich glaube, meiner Freundin ist kalt.“ Danke, Anne, danke!

Wir gingen zurück. Hätten wir den Ausflug doch bloß verschoben oder wären wir nicht in den Park gegangen! Oder hätten den Busfahrer gar nicht erst mitgeschleppt, den die Mädels nicht wieder loswurden. Nun gut, solange er mir am Abendbrottisch nicht gegenüber sitzen würde, war alles in Ordnung. Wir schafften es tatsächlich, zu dritt das Haus zu betreten und unsere Unterhaltung in einer mir gängigen Sprache fortzusetzen.

© POTZDAM 2002 – Astrid Mathis

| ÜBERLAND |

Alter Schwede! (2)

... und zurück

Von Astrid Mathis

Wir hatten die Wahl. Entweder würden wir es bei einer heißen Tasse Kakao belassen und in einer Dreiviertelstunde zu Annes Wohnung fahren, könnten sogar den Samstagabendfilm von Anfang an gucken (Wobei ich vorher jedoch verhungert wäre...). Oder aber zwei Stunden lang Abendbrot essen, belanglose Konversation betreiben und den Anfang vom Film verpassen. Dafür wären wir höflich und der Ausflug hätte sich doch noch gelohnt. Also nix mit Variante eins. Stattdessen Nudeln kochen, Abendbrot essen und hin zum Kamin!

Nach über einer Stunde zeigte er nicht die kleinste Temperaturveränderung an, vom Zimmer ganz zu schweigen. Uns war trotz lockerer Geschichten aus der Jugendzeit die Kälte in die Glieder gestiegen. Zimmerwechsel – gute Idee. Wir nahmen schon mal Position vor dem Fernseher ein. Anne lagen die Käsekräcker und mir der gesamte Nachmittag schwer im Magen. Im Wetterbericht sagten die Meteorologen Minusgrade an, Judith sah gleich aufs Thermometer und berichtete uns bibbernd: „Minus acht Grad.“ Wie reizvoll war da der Gedanke an Grießpudding und Nussschokolade in Annes Wohnung, derweil wir die Handlung von „Eyes Wide Shut“ verfolgen würden. Wir schafften sogar noch, die Kloszene bei Judith zu gucken, bedankten uns und wackelten eingehakt davon. Doch...oh, Schreck! Das, was da lang und leuchtend an uns vorbeischaufelte, konnte unmöglich der Bus sein. Unser Bus! Anne fuchtelte mit der Taschenlampe, wir rannten und überschlugen uns...

Alles umsonst. „Das war der letzte“, bemerkte Anne in die Stille hinein. „Fünf Minuten zu früh.“ Mir stand die schwedische Unpünktlichkeit bis zum Hals. „Es ist ein Alptraum“, fasste ich zusammen. Ein letzter Versuch: Ich stellte mich vor ein Auto, doch es wich mir aus und fuhr weiter. Ich wusste gar nichts mehr und sah auf dem Plan nach dem ersten Bus am Sonntag, 9 Uhr 15.

Bus weg, Grießbrei weg, alles weg. Wir kehrten zurück zu Judith, die über unser Erscheinen

ebenso wenig erfreut schien wie der Autofahrer von meinem Trampversuch. „Ich hab nur eine Matratze!“ drohte Judith, was ich mit einem „Das ist mir egal“ quittierte. Flugs war ich die Stufen zu Judiths Zimmer mit Fernseher emporgestiegen. Hier ließ ich mich in den Sessel fallen und schloss meine Augen. Anne sah zum Bildschirm, Judith blätterte aufgeregt im Telefonbuch. Der Nachtbus würde um 2 Uhr 30 fahren. Das war wohl nicht nur Judith deutlich zu spät für den Beginn ihrer Privatsphäre. Ich hatte Glück, denn ich verstand kein Schwedisch. So konnte ich mich dem Film widmen, ohne ein schlechtes Gewissen zu haben. Anne hatte die Ruhe weg, Judith nicht. Nach zirka fünf Minuten fiel der blätternden Gastgeberin ein, dass nicht sie ein Taxi brauchte. Pflichtbewusst schlug Anne in den Gelben Seiten nach. Da ertönte von fern ein Motorengeräusch. Erleichtert sprang Judith auf: „Meine Vermieter sind gekommen. Es ist mir zwar peinlich, aber ich frag sie.“ Mit einem Satz war sie an der Tür, mit zwei Sätzen war sie zurück und verkündete freudestrahlend: „Zieht euch an. Kerstin fährt euch nach Hause.“

Im Auto konnte ich mich endlich einmal ausdrücken, da Kerstin Englisch verstand. Ich hatte Anne gefragt, ob sie Kerstin nicht bitten könnte, uns auch den Weg hoch zu unserer Bleibe zu fahren, denn dieser Weg hätte 15 Minuten fürchterliches Frieren bedeutet. Zufrieden bemerkte ich, dass Kerstin den Berg hochfuhr. Sie nahm Kurve um Kurve und Steigung um Steigung. Ich bewunderte gerade die sichere Fahrweise der Schweden, als Kerstin plötzlich stockte. Die Räder rotierten. Vorsichtig sah ich mich um.

Abhang!

Anne stieg aus.

Wenn Kerstin jetzt rückwärts fährt...! Ich zuckte zusammen.

Sie fuhr rückwärts!

„Oh Gott, wenn diese unschuldige Frau und ich nach dieser Strapaze unser Leben lassen müssten, nicht auszudenken“, schoss es mir durch den Kopf. Ich wusste nicht, wie sie es tat, aber sie tat es: Wenden in zehn Zügen. Sie entschuldigte sich dafür, wie sie gefahren war. Wir dankten ihr und stiegen den restlichen Weg hinauf zur Wohnung. „Ich glaube, wir sollten heute einfach kein Fahrgeld bezahlen“, kommentierte Anne trocken. „Jedenfalls war es nicht langweilig,“ ergänzte sie. Ich rollte mit den Augen und floh vor den Fernseher. „Eyes Wide Shut“, Grießpudding und Nusschokolade – ich hatte es schon nicht mehr zu träumen gewagt.

© POTZDAM 2002 – Astrid Mathis

| TAGEBUCH |

GEWOBA goes Hollywood

Das Leben ist eine Seifenoper

Von Andreas Kellner

Wenn man die Seiten nicht mit eigenen Themen voll bekommt, macht man auch gerne mal kostenlos Werbung für andere. Auch der GEWOBA scheint diese Lösung bekannt zu sein, und während man in der September-Ausgabe des Mietermagazins noch großflächig den GEWOBA-Chef Jann Jakobs und seine Begleiterin Andrea Wicklein abbildete, nutzte man den Platz der November-Ausgabe, um eine Ausstellung über Seifenopern im Filmmuseum im Marstall zu beschreiben, die es zu besuchen lohnt. Nun aber keine falsche Bescheidenheit, liebe GEWOBA! Warum denn die Mieter irgendwohin schicken?

Eine niemals endende Seifenoper läuft auch unter deinem Dach! Wieder einmal ist es in den 24 Quadratmetern des Apartments gegenüber zu einem handgreiflichen Streit des dort wohnenden Pärchens (beide süße 20 Jahre) gekommen. Unerwartet hohe moralische Maßstäbe anlegend, warf er ihr gerade – deutlich für alle Nachbarn der Etage hörbar – vor, sie hätte „wenigstens richtig Schluss machen“ können, bevor sie das tue, was er „mit anderen rumficken“ nennt.

Hysterisch heulend und schreiend sperrt sie ihn aus der Wohnung aus. Er seinerseits fordert sie auf die Wohnung zu öffnen.

Dem kommt sie erst nach, als sie die Wohnung selbst verlassen will. Nein, mit diesem gefühlskalten Klotz will sie nicht mehr leben! Warum er sie denn deshalb so anschreie, will sie wissen. Eigentlich liebe sie ihn doch!

Auch er gesteht ihr nun erneut seine Liebe. Somit ist der Streit für dieses Mal beendet.

Mir stehen die Tränen in den Augen. Wenn alles auf der Welt so einfach wäre!

Nicht viel später kommt die Fortsetzung: Sie hasse ihn, teilt sie den Bewohnern des Hochhauses lautstark mit, während sie durch die Etagen rennt, um ihm und seinem Konfliktmanagement zu entgehen. Schreiend und heulend soll sie auf dem Boden des Hausflures liegend einige Etagen höher gesehen worden sein. Hören konnte man es auch unten noch. Durch die verschlossene Wohnungstür.

Sollte sie ihre erneute Drohung nun wahr machen und diese wunderbare Beziehung tatsächlich lösen? Und wirklich stand sie bald vor der Wohnungstür ihres Geliebten und forderte die Aushändigung ihrer Sachen. Die Wohnung betreten wolle sie nicht, weil er sie dann nur wieder verprügele, meinte sie. „So langsam reicht es mir mit dir“, hört man ihn sagen. Ein guter Zeitpunkt, da sie ohnehin ausziehen will. Er hilft ihr die Sachen nach draußen zu bringen: Er wirft sie in den Hausflur. Nachdem die Herzdame ihren Besitz eingesammelt hat, verlässt sie ihn.

Doch wahre Liebe muss verzeihen können: Keine Woche später wird die Feier zu ihrer Rückkehr begangen. Wer kann ihnen verdenken, dass da schon mal einige Scheiben zu Bruch gehen? Inzwischen ist es um das Pärchen ruhiger geworden. Wie man hört, haben sie sich gemeinsam eine größere Wohnung gesucht.

Dem GEWOBA-Magazin kann man entnehmen, die allabendliche Seifenoper sei rein psychologisch als Mittel zu sehen, mit dem der Zuschauer die eigenen kleinen Probleme im Vergleich dazu als nichtig erkennt und damit umzugehen lernt. Liebe GEWOBA: Glaubst du nicht eher, dass man sich damit in eine viel harmonischere Traumwelt vor dem Alltag flüchten will? Schließlich hat man ja noch andere Nachbarn. Sei es nun der Türen eintretende Rentner oder der Nachbar mit subtileren Formen von Mobbing, die Kampfhunde und deren Hinterlassenschaften im Fahrstuhl oder der Postdieb. Eine Kamera auf jeder Etage könnte der GEWOBA bei jedem Privatsender schnell einen begehrten Sendeplatz für eine eigene Reality-Soap einbringen. Anders als bei der Container-Show bräuchte man hier nicht lange auf Eskalation zu warten – der Rest wird am folgenden Nachmittag in einer Talkshow im leerstehenden Restaurant gleich im Erdgeschoss mitverhandelt. Dann könnte in einem umfangreicheren Mietermagazin endlich ausschließlich von eigenen Aktionen berichtet werden.

GEWOBA bringt euch die Stars zum Anfassen!

Das Mietermagazin – die Fan-Zeitung zum Kult. Siehe Ausgabe November 2002.

Redaktion: Projektkommunikation GEWOBA. V.i.S.d.P. Horst A. Müller.

Das dürfen Sie im Dezember!

Und das nicht...

Von M. Gänsel

Weil Dezember ist, muss jeder mindestens einen Plätzchenbacktermin mit Freunden oder der Familie haben. Außerdem muss jeder über Weihnachten klagen und, so er unter 35 und / oder Single ist, den Satz „Ich würde gern mal Weihnachten alleine sein, aber ey meine Eltern reißen mir den Kopf ab“ sagen. Für Silvester muss jeder schon ganz lange geplant, das Zimmer gebucht und die Ski gewachst haben. Weil Dezember ist, muss man außerdem mit einer permanent nervösen Miene im Gesicht herumlaufen, urplötzlich an Schaufenstern stehen bleiben und Geschenkpapierrollen aus der Tasche ragen lassen.

Jetzt kann man aufhören sich darüber aufzuregen, dass es in den Supermärkten seit Wochen Weihnachtszeugs gibt. Man muss auch nicht mehr depressiv sein, sondern kann sich in vorsilvesterliche Suizidstimmung hineinsteigern, weil man wieder allein und / oder gerade getrennt sein wird.

Man muss das Adventsgesteck bewundern, das auf dem Konferenztisch in der Firma steht. Meistens muss man einen Weihnachtskalender, der einem von Kollegen geschenkt wurde, aufhängen, jeden Tag ein Fensterchen öffnen und sich auf Montag freuen, weil dann die beiden vom Wochenende zusätzlich geöffnet werden können. Wenn man arbeitslos ist, kann man sich Samstag und Sonntag zusammenreißen und sich so den Montag verschönen.

Man darf Verwandten und Freunden einen geheimnisvollen Gesichtsausdruck, verbunden mit einem lächelnden „Wer weiß, wer weiß“ entgegen bringen. Kinder dürfen ohne schlechtes Gewissen unter Druck gesetzt, Großeltern oder andere Menschen jenseits der sechzig sentimentalisiert werden, indem man leise Weihnachtslieder singt.

Nur weil Dezember ist, hat man die Möglichkeit sich in eine Jahres-End-Panik hinein zu steigern, die dem laufenden Jahr ein grundlegendes Misstrauen entgegenbringt, den Übergang ins Nächste ohne Gefahr zu bewerkstelligen. Man darf sich über das fast gelaufene und deswegen nur zu geringer Gegenwehr (Kein Schnee zu Silvester, brennender Baum usw.) fähige Jahr lustig und abfällige Bemerkungen machen. Einige, nicht alle Menschen dürfen das fast vollständig vergangene Jahr restlos verachten und ihre Hoffnungen auf das kommende, nächste Jahr setzen.

Man darf natürlich auch total cool sein, am 24. arbeiten und Silvester wie immer verleben, Video und dann ins Bett. Man darf allergisch auf kleine Kinder mit Pudelmütze, roter Nase und Schneeball in der Hand sein und nachts Salz auf Rodelberge streuen.

Man darf aber auch zwei Wochen vor dem Fest in die Sonne fliegen, pünktlich wiederkommen und sich Komplimente über die irre Kombination aus braungebranntem Gesicht und dieser süßen Santa-Mütze mit dem weißen Puschel-Rand machen lassen.

ABER.

Man darf

AUF GAR KEINEN FALL,

nie und nimmer,

sagen:

„Also ich hab echt das Gefühl, dies Jahr ist NOCH schneller vergangen als das letzte. Und DA kam es mir schon schnell vor. Also die Zeit, wo die hin ist! Ich hab zum Beispiel KEINE Erinnerung an den Juli, der ist mir komplett verschütt gegangen, der Juli hat dies Jahr bei mir nicht stattgefunden! Und jetzt ist schon wieder Dezember! Irre!“

© POTZDAM 2002 – M. Gänse!

| TAGEBUCH |

Wonach Er sich zu richten hat!

PotZdamer Tagesbefehle

FRISEURSALON WEBERCENTER!

Wie praktisch, liebe Belegschaft des Friseur-Salons im Webercenter! Da habt Ihr Eure Preise sogar ans Schaufenster geschrieben! Damit erspart man sich, nach dem Fragen um die Preise prompt auf dem Absatz umdrehen zu müssen und den Laden zu verlassen. Schließlich kennt man ja die Kosten bereits vorher! Und fünf Euro für einen einfachen Trockenschnitt – billiger kommt man in Potsdam wohl kaum (An dieser Stelle lasse ich mich gerne korrigieren!) zu einem Haarschnitt! Komisch nur, wenn die Besucher dann trotzdem mehr bezahlen müssen als angegeben. Meine Frage, was es mit den „nur“ fünfzig Cent pro Kopf extra auf sich hätte, bringt die Belegschaft einheitlich in Aufregung. Dieser „Sonderzuschlag“ müsse nun mal von allen bezahlt werden, erklärt man mir in einem resoluten und zugleich beschwichtigenden Ton, als wolle ich gerade im Friseursalon des Webercenters, Alt Nowawes, deswegen die Revolution ausrufen. Dieser Zuschlag soll aber lesbar angegeben worden sein. Vielleicht auf einem Zettel in der Schublade, gleich unter der Kasse und auf Anfrage erhältlich? Wäre es nicht praktischer, liebe Belegschaft, wenn ihr die Preise gleich pauschal um mindestens fünf Euro senkt und den Sonderzuschlag in gleicher Höhe steigert? Laufkundschaft lässt sich damit bestimmt besser gewinnen.

AM RANDE: DIE STADTMITTE

Da komme ich gerade von der geradezu ausufernden Volksversammlung gegen Rechts, am 23. November, im Zuge dessen man vor der Fachhochschule am Alten Markt phrasenweise gegen Rechts argumentierte. Nach der mäßigen Veranstaltung nun also das Fahrrad abschließen und gleich noch schnell einkaufen.

Doch siehe da, das Fahrrad steht nicht mehr am Fortunaportal, wo ich es sicher angelehnt glaubte. Jemand hat es umgestellt und gab sich, als ich nun also andernorts das Fahrradschloss entsichere, zu erkennen. So viel Arbeit stecke ja in diesem Portal, so viele Menschen hätten sich Mühe gegeben, damit auch die Touristen von nun an was zu sehen hätten. Gerade wurde das Gebäude erst wieder aufgebaut, da will ich es doch wohl nicht gleich wieder mit meinem Fahrrad zerstören?! Ich solle mir vorstellen, wie das wäre, wenn jemand an mein Auto ein Fahrrad lehne, bemühte man einen ziemlich schlechten Vergleich, weil ich die Spuren an Häusern, die von ihrer Nutzung zeugen, auf Anhieb partout nicht so schlecht finden wollte. Doch ich sollte eines Besseren belehrt werden.

Hatte man nicht gerade noch auf dieser Demo die Toleranz und Würdigung der Arbeit anderer angemahnt, fragt man mich ins Gewissen. Ich weiß es nicht.

Aber so langsam verliere ich ohnehin den Faden und nicke nur noch ab. Am liebsten, so schärft mir der Miterbauer des Portals noch ein, würde er mit einer Säge Fahrräder, die so achtlos an der Substanz nagten, in kleine Stücke zerlegen. Wäre es da nicht günstiger, fragt sich der PotZdamer, wenn das Tor in kleinen Stücken zersägt in gut verschlossenen Kellern verstaubt wird? Da wäre es dann auch sicher vor Luftverschmutzungen, Wettereinflüssen und Fahrrädern.



"Die Rasenflächen nicht betreten!!! Da haben sich so viele Menschen für den Tourismus Mühe gegeben!"

SEVERINO ANTINORI!

Als Frauenarzt und Reproduktionsmediziner zeichnen Sie für das erste Klon-Baby der Welt verantwortlich, das im Januar zur Welt kommt. Das Drumherum wird von Ihnen geheimgehalten, keiner weiß Genaueres (Wie denn jetzt genau? Geburtsort, Name der Eltern usw.). Eines allerdings ist Ihnen klar wie Kloßbrühe: „Natürlich wird es ein Junge sein,“ verriet Sie der verduzteten Weltöffentlichkeit. Wie jetzt: „Natürlich...“ Wegen Adam? Und aus dem genetischen Rippenmaterial des kleinen Kerls puzzeln Sie dann Eva zusammen? Oder hat es etwas mit Italien zu tun, Mordskerl, Macho, Erstgeborener usw.? Dürfen wir uns gar auf ein „Natürlich ist es ein blonder Junge mit blauen Augen“ freuen? Kommen Sie, das wissen Sie doch jetzt schon? Erklären Sie sich und Ihre Sache, Antinori!

© POTZDAM 2002 - Foto: Privat-Archiv A. Kellner

| STÄNDIGE AUTOREN |

Mathias Deinert

Jahrgang 1977, lebt, liebt und wirkt in Potsdam und Guben.

M. Gänsel

geboren 1972, kommt aus Guben und wohnt in Potsdam-West.

Markus Wicke

seit 30 Jahren Altmärker, seit 10 Jahren Potsdamer.

P. Brückner

1971 in Oschersleben (nicht Aschersleben) geboren, wohnt seit 1996 in Potsdam-West.

Hans-Jürgen Schlicke

1956 geboren, Berliner. Hat aber im Grunde genommen nichts gegen Potsdamer.

Siobhan Groitl

Jahrgang 1971, Bayerin, Potsdam-studiert, wohnhaft in Berlin.

Andreas Kellner

gebürtiger Uckermärker (1979 in Schwedt), seit 1998 Student in Potsdam, Redakteur beim "bernd" (Studizeitung für Potsdam).

Astrid Mathis

alt genug, um Texte zu verfassen, lebt und leidet seit 4 Jahren in Golm und Berlin.

ThiloS

Jahrgang 1966, Wessi, schön, gutaussehend, erfolgreich! Und ein Lügner. Mehr von Thilo unter <http://www.hinrichtungskomitee.de>.

Sandra Schramm

geboren und eine ganze Weile in Dessau gelebt; studieren gewollt, in Potsdam gelandet.

Diana Stübs

21, Ostseekind, ledig.

| REDAKTION |

Mathias Deinert, M. Gänsel, Markus Wicke

| KONTAKT |

redaktion@potzdam.de